

Suhrkamp Verlag

Leseprobe



Moser, Tilmann
Lehrjahre auf der Couch

Bruchstücke meiner Psychoanalyse
Mit einem Nachwort zur Taschenbuchausgabe

© Suhrkamp Verlag
suhrkamp taschenbuch 352
978-3-518-36852-7

suhrkamp taschenbuch 352

Nur wenige Patienten haben es unternommen, über das zu berichten, was sich während und nach einer Psychoanalyse in ihrem Fühlen und Denken geändert hat. Tilmann Moser beschreibt seine eigene Lehranalyse, die er jedoch als depressiver Patient begann, und er beschreibt sie so unzensiert, wie es das Prinzip der Psychoanalyse erfordert. Der Leser erlebt nach, wie einer trotz vieler theoretischer Vorkenntnisse und mißglückter Therapieversuche hineingerissen wird in die Regression auf frühe Stadien seiner seelischen Existenz. Die Eltern tauchen auf als riesige, verzerrte Figuren in einer bedrohlichen Märchenwelt. Tote Ahnen suchen noch den Erwachsenen heim. Sexualität und Aggression entfalten sich im Gestrüpp von Verlockung und Verbot und nehmen jene deformierte Gestalt an, die die Neurose prägt.

Tilman Moser
Lehrjahre auf der Couch

*Bruchstücke meiner
Psychoanalyse*

Mit einem Nachwort

Suhrkamp

13. Auflage 2016

Erste Auflage 1976

suhrkamp taschenbuch 352

© Suhrkamp Verlag Frankfurt am Main 1974

Suhrkamp Taschenbuch Verlag

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das der Übersetzung,
des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung
durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages
reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Printed in Germany

Umschlag: hißmann, heilmann, hamburg

ISBN 978-3-518-36852-7

Meinem geduldigen Analytiker gewidmet

Inhalt

Heinz Kohut: Brief an den Autor	9
Vorwort	21
Der Bericht	31
<i>Teil I</i>	33
<i>Teil II</i>	161
<i>Teil III</i>	167
<i>Teil IV</i>	176
Reflexionen über eine Psychoanalyse	224
Nachwort	242

Heinz Kohut: Brief an den Autor

Chicago, Juli 1973

Lieber Freund Moser,

Sie wollen also von mir ein Vorwort für Ihr Büchlein. Nun, ich kann es nicht leugnen: ich habe mich vor einiger Zeit dazu selbst erbötig gemacht. Als ich im Herbst 1972 Ihr Manuskript zum ersten Mal gelesen hatte, war ich genugsam beeindruckt davon, um mich freiwillig bereit zu erklären, Ihr Werk mit einer Vorrede auszustatten. Jetzt aber, da eine geraume Zeit seither verstrichen ist, fühle ich mich weniger bereit, trete ich mit größerem Zögern an diese Aufgabe heran – ja, ich möchte beinahe mit einem Scherz abwehren, indem ich Ihnen sage, daß, wenn *Wilhelm Meisters Lehrjahre* ohne Vorwort ausgedruckt sind, das auch für Tilmann Mosers *Lehrjahre* gelten sollte. Aber ich will die Aufgabe nicht beiseite schieben; wahrscheinlich ist es für meine Stellungnahme besser, daß Monate seit meiner ersten Lektüre vergangen sind, meine anfängliche Begeisterung einem kühleren, obzwar noch immer warmen Wohlwollen für Ihre Aufzeichnungen gewichen ist. Ich sehe nämlich jetzt vieles klarer, was *gegen* Ihr Werk spricht oder zumindest, was gegen Ihr Werk zu sprechen scheint. Da aber andere dieselben Zweifel fühlen mögen wie ich, kann ich Ihnen wohl am besten behilflich sein, wenn ich diese Zweifel aufnehme und ihnen begegne. Ich bin überzeugt davon, daß Ihr Buch diesen Beistand verdient.

Also, was kann man gegen Ihre Bekenntnisse einwenden? Lassen Sie mich zunächst als Analytiker beginnen, als alter und erfahrener Analytiker. Das ist wichtig für Sie, weil Sie ein junger Analytiker sind und sich zweifellos

unsicher fühlen, wenn Sie von älteren Kollegen zu hören kriegen, Sie hätten etwas analytisch Verdächtiges mit der Beschreibung Ihrer eigenen Analyse – noch dazu Ihrer Lehranalyse – unternommen, besonders da Sie sich dieser schriftstellerischen Arbeit während und nach der Beendigung Ihrer Analyse widmeten.

Ich habe viel über die Beendigung von Analysen nachgedacht und auch manches über dieses Thema geschrieben. Und wenn Sie mich, sagen wir, vor zehn Jahren gefragt hätten, was ich von einer Analyse halte, die damit endet, daß der Analytierte die Geschichte seiner Analyse niederschreibt und veröffentlichen will, hätte ich bestimmt ohne viel Nachdenken der Meinung Ausdruck gegeben, daß da etwas mit dieser Analyse nicht gestimmt hat. Eine gute Analyse, hätte ich wohl gesagt, endet im Zustande der Trauer, des endlichen-endgültigen Aufgebens der Kindheitsbindungen des Analysanden, so wie sie in der Übertragung an den Analytiker wiedererlebt worden waren. Nach der Beendigung einer Analyse, nach dem guten Ende einer Analyse, hätte ich gesagt, ist der Analysand so sehr damit beschäftigt, sich mit der Trennung vom Analytiker und mit der Trennung von den großen Figuren seiner Kindheit abzufinden, daß ihm nicht mehr viel emotionale Kraft für andere Aufgaben übrigbleibt. Die *innere* Arbeit an der Analyse soll gewiß noch eine Weile nach deren Ende weiter vor sich gehen, aber ein Bericht über das, was stattgefunden hat, insbesondere ein Bericht, der sich an die Öffentlichkeit wendet: das ist gewiß eine Art des Agierens, der Wiederholung des kindlichen Erlebens durch Tätigkeit und nicht, wie es in der guten Analyse sein soll, ein Sich-Erinnern, ein Sich-damit-Abfinden, daß diese Konflikte und Reaktionen nicht ins erwachsene Leben hineingehören.

Heute denke ich anders: Sie wissen es ja, haben es sich wohl auch schon theoretisch und nicht nur praktisch zu eigen gemacht. Soweit es sich um kindliche Bindungen handelt, um infantiles Lieben und Hassen, ist das Urteil ganz richtig, daß ein Agieren dieser Bindungen, anstatt sie zu verstehen, sie als nicht mehr ins erwachsene Alter gehörig zu verstehen, gewiß anzeigt, daß nicht alles in der Analyse richtig zu Ende gekommen ist. Ich will mich nicht auf technische Einzelheiten einlassen – es gibt sogar da Ausnahmen. Aber im großen und ganzen ist es richtig.

Es stimmt jedoch – auch prinzipiell – dann nicht, wenn die analytische Arbeit hauptsächlich die Probleme des gestörten Selbstgefühls betroffen hat. Das Sich-Ablösen von alten Größenvorstellungen über sich selbst könnte man in diesen Analysen ja noch als analog zu dem Sich-Ablösen von den Eltern- und Geschwisterbindungen in der Analyse der anderen Hauptart von psychischen Störungen auffassen. Und eine Art von Trauer darüber, daß das alte Größenselbst, das alte idealisierte Bild der Kraft und Perfektion, mit dem man verschmelzen wollte, nicht mehr existiert, wird ja auch in diesen Analysen erlebt. Aber da geht auch etwas anderes vor, etwas, wofür es kaum eine Parallele in den anderen Analysen gibt: eine allmähliche Umformung des Größenselbst und der archaischen Zuneigung zu den Größenfiguren der Kindheit, ein graduelles Zunehmen der schöpferischen Initiative, ein Einfließen von Schöpferdrang und befreiter Schöpferkraft in Begabungen, die vor der Analyse nur skizzenhaft vorhanden waren (gewöhnlich seit der Adoleszenz des Analysierten) und die nun von den gewaltigen, jetzt transformierten Kräften der ehemals kindlichen Selbstgefälligkeit gespeist werden. Ich bin versucht, mich über diese Möglichkeiten weiter zu verbreiten, muß aber halt-

machen. Ich schreibe ja kein Buch, sondern nur das Geleitwort zu einem.

Der zweite Einwand, der sich mir aufdrängt, betrifft die Frage, ob nicht die Beschreibung einer Analyse für die Öffentlichkeit – *Ihre* Beschreibung *Ihrer* Analyse für die Öffentlichkeit – gegen die subtilen Gesetze des guten Geschmacks verstößt. Ich muß gestehen, daß ich diese Frage als schwererwiegend empfinde als die technische Frage der korrekten Beendigung der analytischen Arbeit. Es gibt Grenzen, die nicht leicht zu ziehen sind. Die Problematik der Abgrenzung des Häßlich-Obszönen von der Offenheit einer glückhaften sexuellen Freiheit ist nicht weit von dem Thema entfernt, das ich hier im Auge habe. Die Stellungnahme auf diesem Gebiet hängt von vielerlei Faktoren ab, und sie bleibt wohl immer relativ. Die Absicht des Schreibenden – ob er sensationell wirken möchte, ob er andere, höhere Motive für seine Bekenntnisse hat – spielt gewiß eine große Rolle; aber sie ist nicht alles. Man mag in guter Absicht schreiben, aber doch in den Lesern Erlebnisse hervorrufen, die einem viel niedrigeren Gefühlskreis angehören als dem, in welchem sich der Autor selbst zu Hause wußte. In einer bestimmten Hinsicht ist die Gefühlslage, die in der Analyse entsteht, jener der sexuellen Liebe ja einigermaßen ähnlich. In beiden Fällen entwickelt man ein intensives Gefühl zu einer anderen Person, und es entsteht eine Situation, die analytische Situation, in der ein Dritter einfach nicht dazugehört. Die Gegenwart eines Dritten oder sogar mehrerer anderer führt entweder zu einer Verflachung der Gefühle oder zu deren Primitivisierung – aus einer Liebesbeziehung wird eine sexuelle Orgie, aus einer analytischen Situation ein gespannter Zustand von erregten Trieben, die zur Aktivität drängen.

Die psychoanalytische Situation ist in ihrem Wesen etwas Privates. Sie stellt den Versuch eines Menschen dar, mit sich selbst ehrlich zu sein, das in sich Verleugnete mit wachsender Klarheit zu verstehen, zu akzeptieren und dann, soweit es nötig ist, jene Anteile seines Verhaltens, seiner Lebensführung, die vom Verdrängt-Verleugneten überstark beeinflußt worden waren, zu ändern. Die eigene Scham ist oft so groß, daß man es nur mit der wohlwollenden Hilfe eines anderen schaffen kann, bei dieser Arbeit zu verharren. Die Idee, daß es da viele Wohlwollende gibt, die Beistand leisten könnten, eine wohlwollende Öffentlichkeit, die einem behilflich sein würde, die Scham zu ertragen, scheint mir im allgemeinen – und mit Recht – nicht zu den Erwartungsvorstellungen des modernen Menschen zu gehören.

Ich habe aber das sichere Gefühl, lieber Freund Moser, daß die Veröffentlichung des Berichts über Ihre Analyse in keiner Hinsicht die Grenzen des guten Geschmacks durchbricht. Daß viele sich Ihrem Büchlein mit der Erwartung, ihre unsublimierte Neugierde zu befriedigen, zuwenden werden, daß manche es mit der (eingestanden oder uneingestanden) Absicht kaufen werden, von der Lektüre sexuell stimuliert zu werden, das glaube ich schon. Ich glaube aber nicht, daß Ihr Buch in dieser Hinsicht befriedigen wird. Hier kommt eben alles auf die Art an, in der der Autor vorgegangen ist. Es ist die Form, die die Kunst von der Zote sondert. Was immer auch Ihre Motive waren, dieses Buch zu schreiben, mit der Absicht, es der Öffentlichkeit vorzulegen: es war nicht kruder Exhibitionismus. Sie haben in Ihrer Analyse etwas empfunden, etwas Großes, Selbsterweiterndes, das Sie mit anderen, vielen anderen, der Welt, teilen wollten. Die Botschaft des Buches – die für meinen Geschmack

manchmal noch allzu personifizierte Botschaft – betrifft die heilende Kraft der Analyse, die heilende, wohltätige Kraft der Selbsterforschung, die positive, befreiende, zu schöpferischer Tatkraft führende Heilsamkeit dieses Prozesses. Man muß nur noch etwas hinzufügen, das bestimmt eine Rolle dabei gespielt hat, Ihren Wunsch zustande zu bringen, dieses Werk zu unternehmen – nämlich, daß es die *richtige* Analyse sein muß, auf dem Verständnis Ihrer Individualität beruhend, nicht ein psychologisches Prokrustesbett, in dem sich der Analytierte den formellen Auffassungen und Regeln einer etablierten Scheinanalyse zu fügen hat.

Wenn das die Botschaft ist, wenn ich Sie da richtig verstanden habe, dann erklärt dieser Umstand auch, warum die Frage des guten Geschmacks beiseite fällt. Ihr Buch ist ein enthusiastisches Buch, es ist ein Zeugnis. Vielleicht – und das mag ein Beispiel der Ironie in der Verarbeitung unbewußter Positionen sein – sind Sie am Ende der Abweisung Ihres desidealisierten Vaters doch wieder zu den Vätern zurückgekommen; von der abgewiesenen Predigt des großväterlichen Seelsorgers zur predigenden Darstellung der Seelenrettung auf einem andern Gebiet. Vielleicht wollten Sie den Vielen eine Heilungsbotschaft geben, nachdem Sie die Heilsbotschaft glücklich losgeworden sind.

Ich will hier diese unsicheren und vielleicht spielerischen Auslegungen nicht allzu weit verfolgen. Was immer auch die Grundlagen Ihres Enthusiasmus sein mögen – Enthusiasmus für Ihren Analytiker, für die analytischen Forscher, beginnend mit Freud, die zum Fortschritt der analytischen Wissenschaft beigetragen haben – und für das ganze Gebäude der Analyse und des analytischen Prozesses selbst –, ich empfinde ein starkes und klares

Gefühl der Dankbarkeit für Ihre Fähigkeit, enthusiastisch zu sein. Ich bedaure es nämlich sehr, daß eine ganze jüngere Generation, die der meinigen folgte, daß die besten dieser jungen Generation diese Fähigkeit verloren zu haben scheinen. Wahrscheinlich ist das eine Reaktion auf die Leichtgläubigkeit der Väter, die sich vom »Führer« verführen ließen. Was immer der Grund für den übergroßen Objektivitätsdrang dieser Generation ist, ich glaube, daß er etwas Fehlerhaftes darstellt. Der Enthusiasmus ist nämlich an sich nichts Schlechtes. Schlecht ist nur Enthusiasmus für das Schlechte. Ohne die Fähigkeit, enthusiastisch zu sein, ist man im Weltgetriebe bald verloren. Man muß in der Tiefe der Seele reagieren können, wenn man sich im sozialen Getriebe erhalten, wenn man im sozialen Getriebe das Gute mutig unterstützen will.

Aber diese Gedanken führen zu weit ins Feld, ich muß sie verlassen, um mich jetzt, mit der Behandlung des nun folgenden dritten möglichen Einwandes, dem Ende meiner schon allzu langen Vorrede zu nähern.

Der dritte Einwand gilt, wie der erste, einer technischen Frage. Anders als der erste betrifft er aber nicht eine Frage, die sich mit Ihrer Stellung als Analysand befaßt – es handelt sich hier um Ihre Stellung als Analytiker. Ihre Analyse war ja nicht nur eine therapeutische Analyse, eine Behandlung zur Heilung Ihrer persönlichen Leiden, sondern auch eine Lehranalyse, das heißt eine Stufe in Ihrer Ausbildung zum Analytiker. Ich weiß natürlich, daß man behaupten kann – und in einem gewissen Sinne mit vollem Recht –, daß es diesen Unterschied nicht gibt, daß jede Lehranalyse nichts anderes als eine therapeutische Analyse ist. Das ist gewiß richtig. In einem anderen Sinn ist diese Einstellung zum Problem der Lehranalyse jedoch nicht umfassend genug. Die Absicht des Analy-

sanden, Analytiker zu werden, spielt zweifellos eine beträchtliche Rolle in den psychischen Umsetzungen, die während der Analyse stattfinden, beeinflußt insbesondere die Art und Weise, in welcher die Beendigung der Analyse empfunden wird. Der Analytierte, der nicht Analytiker wird, hat nichts anderes mit seinen neu erworbenen Einsichten zu tun, als diese für sein eigenes weiteres Leben, für die Aufrechterhaltung des eigenen psychischen Gleichgewichts, zu benutzen. Die psychologischen Entdeckungen, die er während seiner Analyse an sich gemacht hat, werden auch weiterhin in direkter Weise nur auf ihn selber angewendet werden. Beim künftigen Analytiker ist das anders. Er muß mit der Beendigung der Analyse noch einen weiteren Schritt machen, manchmal sogar zwei. Seine psychischen Einsichten müssen im wesentlichen vom ihm abgelöst und ins Allgemeine gelenkt werden¹ – ohne daß aber das Persönliche, das Eigen-Persönliche, dabei zu kurz kommt. Die Einsichten, die der Analytiker bei der Arbeit an sich selber gewonnen hat, müssen, in anderen Worten, dazu führen, daß die Lehren der Analyse nicht als trocken und lebensfern empfunden werden, sondern als Abstraktionen, die sich vom Erfahrenen ableiten lassen oder sich zumindest auf Erfahrbares beziehen. Der weitere, dritte Schritt wäre dann der von der therapeutischen Erfahrung des Analytikers in der technischen Situation mit seinen Analysanden hin zur Forschung, das heißt, der Schritt vom Spezifischen zum Generellen. Hier aber will ich nur einen einzigen Aspekt der weiteren Schritte ins Auge fassen, nämlich die Frage, ob die Publikation Ihres Berichts über

1 Daß diese Maxime auch für andere Berufe gilt, die sich, wie der analytische, mit dem Seelenleben des Mitmenschen beschäftigen, braucht wohl nicht besonders unterstrichen zu werden.

die eigene Analyse nicht zum Hindernis bei ihrer künftigen therapeutischen Arbeit werden könnte.

Das ist eine ernst zu nehmende Frage, die eine ernsthafte Antwort verdient. Ich möchte sie zunächst in zwei untergeordnete Fragen auflösen. 1. Wird nicht der Verlust Ihrer Anonymität, der die Folge der Publikation des autobiographischen Berichts über Ihre Analyse sein wird, die Analyse Ihrer künftigen Analysanden erschweren? 2. Wird nicht der Eindruck, den Ihr Buch auf noch unentschlossene etwaige Patienten macht, dazu führen, daß eine bestimmte Gruppe sich von Ihrer Persönlichkeit angezogen fühlen, zu Ihnen eilen wird, während andere sich von Ihrer Eigenart abgestoßen fühlen und deshalb nicht den Weg zu Ihrem Ordinationszimmer einschlagen werden?

Die erste Gefahr ist meines Erachtens nicht von großer Wichtigkeit. Ich glaube, daß die enge Auslegung der im Prinzip ganz richtigen Maxime, der Analytiker müsse anonym sein, dürfe nichts anderes sein als ein Spiegel, der die Eindrücke, die vom Patienten ausgehen, diesem zurückwirft, auf einem groben, unpsychologischen Irrtum beruht. Das Prinzip ist, wie gesagt, ganz richtig, aber Neutralität und Anonymität bedeuten nicht, daß der Analytiker nicht reagiert oder daß der Patient nichts über ihn wissen darf. In jeder Analyse stellt sich automatisch eine Grundlinie ein, ein stabiler Hintergrund, auf dem sich dann die Persönlichkeit des Analysanden und die Figuren seiner Kindheit abzeichnen. Wenn sich der Analytiker in der Analyse ganz auf den Patienten einstellt, des Patienten Persönlichkeit im Auge behält und von seiner eigenen Persönlichkeit möglichst nichts weiter zur analytischen Situation hinzubringt als die Reaktionen auf die Offenbarungen des Analysanden, dann entfaltet sich

die analytische Arbeit ganz unbehindert – unabhängig davon, ob der Analytiker dem Analysanden völlig unbekannt ist oder ob er dem Analysanden mit vielen Einzelheiten seiner Vergangenheit und seiner Persönlichkeit bekannt ist. Jeder Analytiker lernt es bald, die Abweichungen von der Wirklichkeit zu erkennen, die in den Mitteilungen jedes Analysanden zum Vorscheinkommen, ob es sich nun um Verfälschungen der Auffassung des Aussehens oder der Persönlichkeit des Analytikers handelt oder um unangepasste, das heißt übertriebene oder fehlende Reaktionen auf dessen allgemeine Haltung oder die Deutungen, die er gibt. Und jeder Analytiker lernt es, weder die Wirklichkeit zu verleugnen noch die Abweichungen, die die Übertragung mit sich bringt, zu übersehen. Ich glaube darum nicht, daß Ihre analytische Beichte Ihren Patienten schaden wird. Im Gegenteil, ich bin der Meinung, daß Ihr Mut, Ihre Fähigkeit, trotz Angst in die psychischen Tiefen hinabzuschauen, auch Ihren Analysanden Mut einflößen wird, sich nicht zu schämen, nichts zu verleugnen, da Sie ja selber ein Vorbild der psychischen Tapferkeit gegeben haben.

Die zweite Hälfte der dritten Frage aber scheint mir am schwersten zu wiegen von denen, die ich hier zu beantworten versuche – besonders für einen jungen Analytiker, wie Sie es sind. Ich glaube schon, daß die Publikation Ihres Buches zu einer bestimmten Auswahl Ihrer Patienten führen wird, daß sich gewisse Persönlichkeits-typen von Ihrer Persönlichkeit angezogen fühlen werden, und daß andere von Ihnen wegbleiben werden, die sonst – vielleicht nach der Überwindung von einigem Zögern, nachdem sie Ihre oberflächliche Bekanntschaft gemacht hatten – doch noch Ihre Patienten geworden wären. Das ist schade – schade, weil ein junger Analytiker, der am

Anfang noch allzu sehr im Eigen-Psychischen befangen ist, langsam lernen muß, den ganzen Reichtum der psychischen Variationen in Krankheit und Gesundheit schätzen zu lernen. Gewiß, es gibt keinen Analytiker, der sich bei allen Persönlichkeitstypen gleichermaßen zu Hause fühlt. Wir alle haben Grenzen (wahrscheinlich häufig von frühkindlichen Erfahrungen gesetzte Grenzen), die wir nicht überschreiten können, ohne uns allzu großen Schwierigkeiten auszusetzen. Jeder Analytiker lernt es, gewisse Gruppen von Analysanden zu vermeiden – entweder, weil sie ihn zu sehr deprimieren, ihn ängstlich machen, oder weil er sie nicht wirklich verstehen kann. Trotzdem ist es jammerschade, wenn ein junger Analytiker auf irgendeine Weise gezwungen ist, seine Erfahrungen zu Beginn seiner Lehrzeit allzu sehr einzuschränken. Hier liegt ein Risiko, lieber Herr Moser, das Sie selber abwägen müssen. Ich nehme natürlich an, daß Sie es erwogen haben, und daß Sie glauben, daß die Einschränkung keine allzu große sein wird. Ich hoffe es für Sie. Eines kann ich wohl zur Tröstung, auch Beruhigung hier sagen. Wenn Sie gute analytische Arbeit leisten: das spricht sich herum, und wenn Sie Ihre Patienten gut verstehen, dann werden sich bestimmt, auf dem Wege der direkten Empfehlung, auch solche Patienten bei Ihnen melden, die sich vielleicht bei der Lektüre Ihres Buches auf subtile Weise abgestoßen fühlten oder überhaupt nicht gern zu einem Analytiker gehen wollten, der Bücher für die Öffentlichkeit schreibt.

Nun muß ich wirklich Schluß machen. Es ist am besten, wenn ich am Ende, nach allen meinen sorgfältigen Überlegungen, doch wieder meine Reserve durchbreche und Ihnen sage, daß mich Ihr Buch sehr froh gemacht hat. Ich bin nämlich, wie Sie wissen, trotz meines Alters, ein

begeisterter Analytiker; ich glaube, daß die Analyse eine Wissenschaft ist, die eine große Zukunft hat; daß sie eine Wissenschaft ist, die eigentlich noch in den Kinderschuhen steckt. In der Entstehungszeit war die größte Gefahr, der die Analyse ausgesetzt war, der Mangel an wissenschaftlicher Diszipliniertheit: bereits Freud warnte vor der »wilden Analyse«. Obwohl die Analyse sich bald eines hundertjährigen Bestehens rühmen können, ist diese Gefahr noch immer nicht vorüber. Aber ich meine, daß eine vorzeitige Senilität, eine Senilität der Kindheit, möchte ich sagen, heute die größere Gefahr darstellt. Was die Analyse heute braucht, wenn sie das volle Potential ausschöpfen will, das in ihr steckt, sind mutige Analytiker, junge, schöpferische Geister, die das Wesentliche der Analyse verstanden haben und nicht im Formell-Traditionellen steckengeblieben sind. Ich habe daher Ihr Buch mit Freude gelesen. Ich habe darin etwas Jugendlich-Schöpferisches gefunden, das sich ganz mit dem Wesentlichen der analytischen Tradition vereinbaren läßt. Und ich kann Ihnen darum, zum Schluß dieser Vorrede, nichts Besseres wünschen, als daß Ihr Buch in diesem Sinne gelesen werden wird – von der gebildeten Öffentlichkeit, von künftigen Patienten, von Analytikern: als Zeugnis der Vitalität, der gegenwärtigen Vitalität unserer großen wachsenden Wissenschaft.

Ihr
Heinz Kohut